

Nele Ströbel schlägt in Deggendorf ihr begehbares Tagebuch auf und zeigt, wie Grün die Städte erobert

Sehnsucht nach Natur

Der Paradiesgarten, die klösterlichen Gärten, die Schrebergärten und die schmalen Gärten hinter Reihenhäusern und seien sie noch so klein: Immer bieten sie Zuflucht und sind Rückzugsorte. Viele Künstler haben sich mit Gärten beschäftigt: von Claude Monet über Jackson Pollock bis heute ist der Garten ein Thema in der Kunst geblieben. Ganz aktuell ist *Guerilla gardening*: Die anarchische Besetzung von Stadtraum mit Natur erfüllt die Sehnsucht wenigstens nach einem ganz kleinen Garten. Irgendwie scheint den Menschen eine Entwicklung, die Natur gänzlich aus dem Bewusstsein verdrängt, nicht ganz geheimer zu sein. Gemeinschaftsgärten auf Dächern und ungenutzte Flächen im Stadtraum kompensieren dieses Verlustgefühl.

Rührende Pflege

Die Bildhauerin Nele Ströbel, die in München und Berlin-Neukölln lebt, befasst sich seit Jahren mit Gärten unter unterschiedlichen Aspekten. In ihrem Projekt *Hortus conclusus* erforschte sie den abgeschlossenen Klostergarten. Jetzt wendet sie sich der in Neukölln – wie auch in anderen Großstädten – sprießenden Kultur des „urban gardenings“ zu, aus dem ihr „begehbares Tagebuch“ hervorging, das sie derzeit im Stadtmuseum Deggendorf zeigt.

Auf Wanderungen durch die Stadt entstanden Fotos, Filme,



Nele Ströbels Intropplastiken in Petrischalen.

FOTO KOHL

Zeichnungen und Aquarelle, mit denen Nele Ströbel das Thema erkundet. Sie entdeckte die Baumscheibe am Straßenrand als innerstädtischen *Hortus conclusus*,

rührend bepflanzt und gepflegt. Kleingartenanlagen in der Stadt und gemeinschaftlich genutzte Brachen, den Park als Freizeitreal und Teile der Friedhöfe Neu-

köllns, die auf ganz spezielle Weise wieder zum Leben erweckt wurden.

Diese Erfahrungen sind Grundlage für ihre Tonformen und Holz-

skulpturen, mit denen sie abstrakt erscheinende „Intropplastiken“ in Petrischalen und serielle Reihungen ornamentaler Formen anordnet, die aber auf konkrete Struktura-

ren der Natur zurückzuführen sind.

Dazu gehören drei mit Musik unterlegte Videoloops von Friedhöfen und innerstädtischen Mini-gärten, deren kreative Gestaltung Hoffnung macht, dass die Bewohner sich nicht von der Unwirtlichkeit der Städte unterkriegen lassen.

Plastische Variationen

Neben den imposanten „Wandelhölzern“ aus gegeneinander verschiebbaren Holzsegmenten aus dem *Hortus conclusus*, versammelt in einem großen Raum, zeigt Nele Ströbel die *Rasentüchle*: plastische Variationen von Natur, die sich auf Dürers *Großes Rasentüchle* berufen. Mag sein, dass sich hier auch eine Sehnsucht nach Natur manifestiert, wie sie in Wohnungseinrichtungen mit künstlichen Landschaften und Pflanzen zum Ausdruck kommt.

Das Konzept von Nele Ströbel, die sich in ihrer Arbeit immer mit sozialen Zusammenhängen und möglichen Alternativen für die Zukunft auseinandersetzt und Gleichnisse dafür in der Kunst sucht, erfordert Mitdenken und eröffnet dem, der sich ein wenig Mühe macht, Aspekte, die nicht immer neu, aber neu durchdacht sind. Es lohnt sich. > INES KOHL

Bis 22. Juni, Stadtgalerie, Östlicher Stadtgraben 28, 94469 Deggendorf. Di. bis Sa. 10 – 16 Uhr, So. 10 – 17 Uhr. www.museen-deggendorf.de

„Nystagmus“ und das Spiel der Wahrnehmung

Ausstellung und Einstellung

Diesmal führen sie uns buchstäblich hinter das Licht. Nach dem Motto, nicht der Weg ist das Ziel, sondern der Umweg, wird das Publikum im Münchener Volkstheater zunächst peu à peu selbst auf die Bühne geschleust, wo eine kleine Kunstausstellung aufgebaut ist. Erst von dort geht es ins Parkett, und während die ersten Zuschauer schon auf ihren Plätzen angekommen sind, können sie den anderen Zuschauern zu schauen, wie die noch Vernissage-Gäste darstellen.

Wenn endlich alle sitzen, tritt der „Kurator“ der Ausstellung auf (gespielt von Oliver Möller), der den sprechenden Namen Ehrlich trägt – und einen altmodischen Hosennock. Gleichzeitig sieht er mit seinem schwarzen Rauschbart aus wie ein Oberammergauer Herrgottschneider und erzählt uns was von der „Großen Deutschen Kunstausstellung“, die die Nazis 1937 ebenso in München veranstalteten wie die Schau mit „Entarteter Kunst“. Und das zumindest entspricht den Tatsachen.

Ansonsten aber ist an diesem Abend so ziemlich alles Fake, auch der (irgendwie) politische

Anspruch des Titels: *Nystagmus – Eine große deutsche Kunstausstellung* heißt die hübsche, etwas zu breit ausgewählte Eulenspiegelerei, die der israelische Theatermacher Eyal Weiser hier veranstaltet. Denn die Künstler, die da ihre Performances zeigen, nachdem sie vom Kurator in verschwurbeltem Interpreten-Jargon vorgestellt wurden, sind alle nur fiktiv und werden von Schauspielern dargestellt.

Jean-Luc Bubert zum Beispiel gibt den halbaustitischen Bruno Spatz, der in einer Art Menschenfresserkostüm gegen die Herrschaft des Wortes und die „Denkstrukturen“ anperfort – indes seine Assistentin (Magdalena Wiedenhofer) im hautengen Ganzkörperdress mit dem Popo wackelt, die Hand zum Hitlergruß hebt und brüllt „Wollt ihr die totale Interpretation?“

Gute alte Postmoderne

Zwischendurch gibt es eine „Commercial-Break“-Intervention, bei der sich zwei Derwische im Kreis drehen und Werbephrasen deklamieren, während auf der Videoleinwand schnell geschnittene Clips zu dröhnender Musik für ein Bild-Bombardement sorgen. Das ist zwar so parodistisch gemeint wie die ganze Aufführung, aber zugleich so gekonnt und intelligent der Realität des zeitgenössischen Kunstgeschehens abgelauscht, dass es auch als „wirkliches“ Kunstwerk funktioniert.

Denn das ist ja gerade der Reiz an Weisers Projekt: Die Grenze zwischen Ironie und Ernst wird verwischt. Aber nicht so sehr mit dem Ziel pädagogisch wertvoller Irritation, sondern einfach, weil die gute alte Postmoderne noch putzmunter ist, die im verfremdeten Zitat die eidetischen Parameter der Wahrnehmung heroisiert. Oder so ähnlich. Mit anderen Worten: Bilder einer Ausstellung sind immer Bilder einer Einstellung. Wenns wahr ist... > ALEXANDER ALTMAN



Jean-Luc Bubert als Aktionskünstler Bruno Spatz. FOTO ARNO DECLAIR

Münchens ältestes Laienorchester feiert sein 150-jähriges Bestehen

Was ist noch wild an der Gungl?

150. Geburtstag von Richard Strauss und 150. Geburtstag der „Wilden Gungl“: Das hat viel miteinander zu tun. Denn der junge Richard hat drei Jahre lang in Münchens ältestem Laienorchester Geige gespielt, sein Vater Franz war seit 1880 dessen Dirigent. Und dann hat die „Wilde Gungl“ 1885 den *Festmarsch C-Dur* des 21-jährigen Richard uraufgeführt.

Aber in der Geschichte dieses nach dem deutsch-ungarischen Walzerkönig Joseph Gungl (1809 bis 1889) benannten Orchesters war Strauss nicht der einzige prominente Komponist, mit dem das Orchester freundschaftlich verbunden war: Später kam Carl Orff hinzu, dessen Vater Bratscher bei der „Gungl“ war, der Großvater mütterlicherseits war sogar Gründungsmitglied. Heute kooperiert das Orchester mit Wilfried Hiller, dessen *Skulpturen der Liebe* zum Jubiläumskonzert am 7. Dezember im Gastge uraufgeführt werden.

Mit Kurt-Detlef Bock, Präsident des Vereins, Kontrabassist im Orchester und Apotheker von Beruf, mit Vorstandsmitglied Katharina Hallensleben (Geigerin) und Birgit Czernin vom Vorstand kommt man schnell ins Plaudern über die alten „Gungl“-Zeiten, als der Walzer-Gungl zwischen seinen Tourneen nach Russland oder Nordamerika seinen Standort in München hatte – und die „Münchner Liedertafel“ sich bei ihren Auftritten von Gungl-Leuten begleiten ließ, „schwarz“ sozusagen. Man hatte Blut geleckt, und bei der Weihnachtsfeier 1864 gründete man als „wilden Ableger“ der Original-Gungls ein eigenes Orchester, eben die Wilde Gungl.

Nicht gerade wild, aber doch unkonventionell (Bock) ging es dann bei den Konzerten zu: Respektable Herren (und nur Herren!) aus dem gehobenen Bürgertum spielten Unterhaltungs-, von geschlossenen Gesellschaften wurde man gelegentlich zu Unterhaltungs-Gastspielen eingeladen – und während der Musik durfte auch gegessen und getrunken werden, die Herren Musiker hatten

auch einen Maßkrug unterm Stuhl.

Plakate aus der Zeit zeigen, wie „wild“ die Gungl damals war. Unter Franz Strauss war damit allerdings allmählich Schluss: Er schob das „wild“ in Richtung „seriös“, mit den zunächst gut 40 Musikern wurden kleinere Symphonien einstudiert. Erst ging es dabei gediegen zu – danach durfte



geraucht werden, dicke Zigarren natürlich.

Abgesehen davon ist der Zweck der Wilden Gungl bis heute gleich geblieben: Konzertaufführungen. Im Vereinsregister ist man seit den 1960er Jahren eingetragen, seit 1993 gab es keine Satzungsänderung mehr. Und wer in der Gungl mitspielen darf, ist eher langjährige Übung als juristisch geregelt: Man wird durch Freunde empfohlen, man schaut bei den Proben im Hansa-Haus an der Briener Straße vorbei. Ein Neuer darf dann erst mal mitspielen, sitzt neben dem jeweiligen Stimmführer: „Ein gewisses Niveau muss natürlich vorhanden sein“, sagt Bock. Nach drei bis vier Proben findet durch ein Gremium eine Bewertung des Potenten statt: „Er muss auch menschlich gut ins Orchester passen. Aber wir wollen keine Prüfungssituation wie bei einem Vorspiel“, betont Bock. Wer erst einmal bei der Wilden Gungl mitspielt, bleibt meistens lange dabei: Fluktuation höchstens durch Umzug oder durch Alter. Die jüngsten Orchestermusiker sind so zwischen 25 und 28, die ältesten Mitte Siebzig, weiß Geigerin Hallensleben. Ähnlich ist die Altersstruktur beim Publikum.



Ein hübsches Kapitel der Orchestergeschichte lässt sich aus Programmzetteln herauslesen. Derzeit bereitet sich die „Wilde Gungl“ unter Leitung von Jaroslav Opela auf das Festkonzert am 18. Mai vor.

FOTOS HALLENSLEBEN, ARCHIV.

Auf allen Positionen ist man inzwischen mit den 80 Musikern (seit 1956 auch Frauen) gut bestückt, ein paar Blechbläser oder einen Paukisten mehr könnte man noch brauchen. Im wirklichen Leben sind das Juristen, Lehrer, Ärzte, Apotheker, die da mitspielen, viele kommen von Schul- oder Studentenorchestern her oder von Blaskapellen und Posaunenchorern am Land. Im Sommer ein Grillfest, winters eine Weihnachtsfeier – viel geselliges Vereinsleben gibt es im Orchesterverein nicht mehr, alle sind beruflich eingespannt, und die Wirtschaft vom im Probengebäude hat leider auch zu gemacht: „Bei uns geht es ums Musik machen“, heißt es heute an erster Stelle. Immer samstags kommen die Musiker zusammen – sie fühlen sich durchaus in der Top-Position unter Münchens Laienorchestern. Vier Konzerte werden im Jahr einstudiert: zwei im Herkulesaal, eins im Prinzregententheater („eher

heiteren Gemüts“), eines Open air im Brunnenhof.

Im Jubiläumsjahr heißt das: Die Eröffnung im März war im Herkulesaal nahezu ausverkauft, man gastiert bei den Richard-Strauss-Festspielen in Garmisch und am 19. Juli im Münchner Brunnenhof der Residenz. Am 7. Dezember gibt es das abschließende Jubel-Konzert mit der Hiller-Uraufführung. Jetzt aber steht *Natur – Liebe – Leben* über Festkonzert Nr. 2: Am 18. Mai mit Romantik, vielem aus Böhmens Hain und Flur. Und das noch einmal unter dem langjährigen Gungl-Dirigenten Jaroslav Opela, der früher Chef des Münchner Rundfunkorchesters war. Den wird ab 2015 altersbedingt Michele Carulli aus Südtirol ablösen: „Eine gute Mischung aus Professionalität, Exaktheit und Menschlichkeit. Und mit einer gut einlösbaren Erwartungshaltung an das Orchester“, lobt der Vorstand den Neuen und sagt: „Unser Gefühl war: Der gehört vor die Gungl!“ > UWE MITSCHING

www.wilde-gungl.de